

Bettina Maria Wille

# **Die Harmonie des Ähnlichen**

Roman

„M a d a m e , w i r m ü s s e n !“

Ich schloss meine Finger fest um Charles' kleine Hand, um ihn im Getümmel des Südbahnhofs nicht zu verlieren. Wir waren spät dran. Das Taxi hatte um Saint Marcel einiges an Zeit verloren, die wir nicht wieder hatten aufholen können.

Hintereinander eilten wir unter vielen *Pardons* und *Excusez-mois* in Richtung Bahnsteig, vorbei an Menschentrauben, die sich soeben wiedergefunden hatten, und solchen, die kurz vor einem Abschied standen. Vorbei an zigarrenrauchenden Herren neben winkenden Damen, an einem Jungen mit Baskenmütze, der ein Plakat an eine Säule klebte. Seine langen Pinselstriche gaben nach und nach den Aushang frei:

*Salon d'Automne*  
*Paris*  
*Grand-Palais*  
*des Champs-Élysées*  
*Octobre, 1914*

Die Ankündigung der Herbstausstellung. Bis dahin würden wir wieder zurück sein. Dass ich stehengeblieben war, bemerkte ich erst, als Emile, unser Hausdiener, an uns vorbeieilte.

„Madame, wir müssen!“, trieb er mich an und hastete mit hinkenden Schritten voraus, einen Koffer in jeder Hand.

Charles begann zu quengeln und langte nach dem Butler, seinem Gesellschafter und Spielgefährten, Freund und Vertrauten, an dem er sehr hing; viel mehr als an seinem Vater, den er kaum zu Gesicht bekam. Ich gab dem Ziehen meines Sohnes nach und eilte weiter.

Als wir endlich unseren Wagon erreicht hatten, hatte Emile die Gepäckstücke bereits im Abteil verstaut und trat noch einmal die Stufen zum Bahnsteig herab, um den Jungen auf den Arm zu nehmen und mir beim Einsteigen behilflich zu sein. Ich raffte den Rock und stieg über das Trittbrett in den Zug. Wer hätte ahnen können, wie viele Jahre vergehen sollten, ehe wir wieder in Paris sein würden.

Bei unseren Sitzplätzen angekommen ruckelte der Zug und Emile verabschiedete sich eilig. Weit aus dem Fenster gelehnt suchte ich das Getümmel des Bahnsteigs nach der großen, hageren Gestalt ab, die mir so vertraut geworden war. Dann entdeckte ich ihn, hinten, weit hinten, sich einen Weg durch die Menge bahrend.

„Hierher! Hier sind wir!“, rief ich, mit beiden Armen winkend.

Er beeilte sich, begann zu rennen, schneller und immer schneller. Beinahe gleichzeitig schien sich die Lokomotive in einen zornigen Bullen zu verwandeln. Sie schnaubte fürchterlich, stieß Rauch aus ihren Nüstern und setzte die schweren Räder stampfend in Bewegung. „Lauf! So lauf doch!“, bat ich inständig und streckte die Arme ins Leere. Den Blick nicht mehr von ihm ablassend dachte ich daran, wie alles begann, damals, im Sommer vor sechs Jahren.

## Honiggelb mit braunen Schlieren

„Nitchna! Ilinitchna! Komm und begrüße Onkel Genrich! Tante Anna ist auch mitgekommen!“

Mutters Stimme klang dringlich. Gras kitzelte meine Arme, die nackt auf der kühlen, feuchten Erde lagen. Unbeirrt hielt ich meinen Blick zum Himmel gerichtet, um zu beobachten, wie sich das Farbenspiel weiterspinnen würde. Eben erst hatte sich das tiefe Blau, ein Blau wie das der Lupinen in unserem Garten, zu einer orange-gelben Feuerwalze gewandelt, mit Rändern in Violett und Himbeerrosa. Wie hätte ich mir dieses Schauspiel entgehen lassen sollen!

„Sarah Stern! Wo steckst du nur wieder!“, rief mich Mutter abermals, diesmal bei meinem vollen Namen, was auf Ärger hindeutete. Sie kannte meine Lieblingsplätze nicht. Vater schon, aber der würde mich nicht verraten. Die Rufe verhallten in der klaren Abendluft. Wer auch immer angekommen sein mochte, würde warten müssen.

So viel Wasser! Soweit ich sehen konnte: Türkis und Blau. Salziges Wasser, ich hatte gekostet!

Unter der seichten Oberfläche lagen Steine wie in einem Mosaik. Ich wollte sie sammeln, müsste alle mitnehmen, wie hätte ich mich entscheiden können! Da gab es honiggelbe mit braunen Schlieren, rot gestreifte, alabastergrüne und tiefschwarze. Kühl schmiegt sie sich in meine Hand.

„Wie wunderschön hier alles ist. Gut, dass Mutter mich mitgenommen hat“, dachte ich arglos.

Plötzlich durchdrang der satte Geruch von süßem Teig und Butter die Luft. Menschen strömten mit lachenden Gesichtern durch die Straßen. Sie freuten sich, dass der Winter vorbei war, und auch darüber, dass sie Pfannkuchen essen konnten, süße, gefüllte oder ungefüllte.

„Je voudrais une crêpe sucrée, Anna!“, bat ich, um mich im nächsten Moment nach der Strohuppe umzusehen, die am Ende der Festtage verbrannt werden würde. „Let’s go and find the Masleniza!“ Ich zerrte an Annas Hand, bevor ich Schauspieler und Akrobaten entdeckte. „Die Gaukler, Genrich, sieh nur die Gaukler dort!“

Was mir gerade noch gefiel, machte mir im nächsten Augenblick Angst. So viele Menschen! Sie erdrückten mich. All die jungen Frauen und Männer, hübsch zurechtgemacht und auf Brautschau!

„Wo sind deine Werber, Sophia? Wer ist dein Bräutigam?“  
Wer sagte das? Wer spricht zu mir?

Die Gesichter kamen näher, unzählige! Fratzen, Larven! Und alle wollten nur eines wissen: Wen wirst du heiraten? Wann wirst du heiraten? Es ist Zeit, Ilinitchna, Sarah Stern, Sophia Terk, wie auch immer du heißen magst! Es ist Zeit, ans Heiraten zu denken! Wer du auch bist, du bist Viele und doch nur Eine! Du musst heiraten! Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Schweißnass klebte mein Nachthemd auf Brust und Rücken, als ich hochschrak. Dann erkannte ich mein Jugendzimmer, das hohe Fenster mit den pastellgrünen Vorhängen, die Anna genäht, Bücher in den Regalen, die ich als Kind gelesen hatte. Mein Herz raste. Was für ein Traum. Was für ein Albtraum!

Aufgewühlt schlug ich die Beine über die Bettkante, zog das Nachthemd über den Kopf und ging zur Waschschale.

Der Schweiß musste weg. ‚Angstschweiß‘, dachte ich und schaute in die ernsten Augen meines Spiegelbildes. ‚Nein! Ich habe keine Angst! Niemand kann mich zwingen, etwas zu tun, das ich nicht möchte. Nicht einmal Anna und Genrich. Auch nicht für den letzten Rubel der Welt!‘

Entschlossen schlüpfte ich in die Kleidung des Vortages. Auf dem niedrigen Tischchen neben dem Paravent lagen Bilder, gemalt während der letzten Wochen in St. Petersburg. Obenauf das von Philomene, der Küchenhilfe des Hauses: eine Frau in rotem Kleid mit ernster Miene und strenger Frisur. Ich fand es gelungen, auch wenn Philomene wenig begeistert war, als ich es ihr zeigte. Sie hatte hübsch gemalt werden wollen, hübscher, als sie war. Ich aber hatte sie echt gemalt.

Ich wollte zurück nach Paris, so viel stand fest. Was ebenso feststand, war, dass dafür diese eine Sache mit Anna und Genrich geklärt werden musste. Es würde ihnen nicht gefallen, dessen war ich mir sicher.

Bereit, um meine Zukunft zu kämpfen, stieg ich die Treppe hinunter und trat in das Esszimmer. Anna saß an der langen Seite des Tisches, durch ihr Korsett kerzengerade gehalten, die Bluse bis zum Kinn zugeknöpft, und nahm ihr Frühstück ein. Genrichs Platz befand sich am Kopfende, wo er gedankenverloren in einer Zeitung blätterte. Auf mein Eintreten hin blickten beide auf, Genrich lächelte. Ermutigt setzte ich mich zu ihnen und schenkte mir Tee ein. Starken, russischen Schwarztee. So wie hier schmeckt er nirgendwo auf der Welt; zumindest nicht in Deutschland oder in Frankreich, oder irgendwo sonst, wo mich die unzähligen Reisen mit meinen Zieheltern hingeführt hatten.

„Gut geschlafen, Liebes?“, fragte Genrich und blätterte auf die nächste Seite.

„Ich hatte lebhaftere Träume“, antwortete ich, die Teekanne zurück an ihren Platz stellend.

„Lebhaft gut oder lebhaft schlecht?“

„Zuerst das eine, dann das andere. Ich träumte von der Ukraine, von den Sonnenuntergängen, die ich als Kind so gern beobachtet hatte. Dann von Finnland, vom Meer und von unseren Sommermonaten in Novaya Kirka.“

„Klingt nach dem guten Teil“, sagte Genrich und legte die Zeitung beiseite.

Ich nickte, rührte Zucker in meinen Tee und atmete tief ein, gerade so, als würde es für eine Weile reichen müssen.

„Der Teil, der mich aufgewühlt hatte, begann hier, in St. Petersburg. Wir – Anna, du und ich – schlenderten durch das Butterfest. Vielleicht war eine der Gouvernanten dabei, Mademoiselle Turvoire, ich habe auch Französisch gesprochen.“ Ein Blick in ihre Gesichter genügte, um mich ihrer Aufmerksamkeit zu versichern. „Ich konnte die Pfannkuchen riechen. Gaukler und Schausteller waren überall, und viele junge Menschen wuselten umher, hübsch zurechtgemacht, offensichtlich auf Brautschau, wie üblich beim Butterfest; womit der weniger gute Teil meines Traumes begonnen hatte.“

Anna ließ von ihrem Brötchen ab, während Genrich sich zurücklehnte, die Beine überschlug und die Hände erwartungsvoll in seinem Schoß faltete. Eine erdrückende Stille senkte sich über den Raum.

„Ich möchte zurück nach Paris. Ich muss mit der Malerei weitermachen“, sagte ich ruhig und griff zur Tasse mit dem süßen Schwarztee.

„Aber das kannst du doch auch hier, Sophia. Du kannst in St. Petersburg malen. Das Haus ist weiß Gott groß genug“, versuchte Anna, ihrem Mann zuvorzukommen, bemüht, die heraufbeschworene Auseinandersetzung doch noch abwenden zu können.

„Nein, das kann ich eben nicht!“, antwortete ich, schroffer als beabsichtigt. Ich wusste, ich brauchte die Atmosphäre von

Paris, um leben, um atmen und um malen zu können. Dort war ich Sonia, hier würde ich noch lange, vielleicht für immer Sophia Terk bleiben.

„Du bist zweiundzwanzig, Sophia. Zeit, um wieder nach Hause zu kommen! Und ja, auch Zeit, um ans Heiraten zu denken! Ich dachte, das hätten wir bereits erschöpfend besprochen!“ Die Bestimmtheit in Genrichs Stimme forderte mich nur noch mehr heraus.

„Ich werde nicht heiraten! Lieber ende ich als alte Jungfer, als mich freiwillig in das Gefängnis einer Ehe zu begeben!“

„Es fehlt dir doch nicht an Werbern, Sophia“, versuchte Anna, erneut einzulenken. „Alexei Smirnoff hat sein Jahr in Paris abgeschlossen und befindet sich auf dem Weg in eine brillante Akademikerkarriere. Du weißt, du hättest alle Chancen. Du müsstest nur einwilligen.“

Alexander Smirnoff war, nüchtern betrachtet, wirklich ein hervorragender Kandidat zum Heiraten. Zwar hatte er mit seiner breiten Nase und den leicht schräg gestellten Augen etwas Eigenwilliges in seinem Aussehen, doch konnte ihm niemand Intelligenz und Herzenswärme absprechen. Und ja, es stimmte, er zeigte reges Interesse an mir. Trotzdem blieb ich bockig: „Alexei, Alexei! Auch er langweilt mich nach einer Weile. Dabei mag ich ihn! Wirklich! Aber meine Leidenschaft ist nun mal die Malerei! Ich will weder Gattin noch Hausfrau sein. Ich will malen, könnt ihr das nicht verstehen? Mein Leben gehört der Kunst!“

„Hier geht es nicht um Verständnis, junges Fräulein, sondern um deine Zukunft. Du kannst malen, aber als verheiratete Frau! Und zweiundzwanzig ist in der Tat nicht zu früh, dies in Angriff zu nehmen – solange du noch Interessenten hast!“, donnerte Genrichs Stimme durch den Raum. Ich fuhr zusammen. Nicht aufgrund der Lautstärke, sondern seiner Worte. Sollte das bedeuten, dass sich in wenigen Jahren, sogar schon Monaten, niemand mehr für

mich interessieren würde? Hatte ich als Frau also ein Ablaufdatum und mein Ziehvater machte mich gerade darauf aufmerksam?

„Alexandra Exter studiert ebenfalls noch an der Grande Chaumière. Ihr erinnert euch? Meine Zimmergenossin in Karlsruhe. Wir kamen zur gleichen Zeit nach Paris, und: Sie ist drei Jahre älter als ich!“, hielt ich wütend dagegen.

„Es interessiert mich nicht, was Alexandra Exter macht! Ich habe damals die Verantwortung für dich übernommen, als wir dich zu uns nahmen. Für dich und deine Zukunft. Anna sah Großes in dir! Sie wusste, dass du fähig bist, all die Chancen zu nützen, die wir dir bieten konnten. Sprachen, Reisen, Kultur und Kunst. Alles haben wir dir zu Füßen gelegt. Und du hast sie genützt, Sophia! Ja, das hast du! Doch nun ist es an der Zeit, diese Errungenschaften einzusetzen, sie in die Waagschale zu legen. Mit ihnen lässt sich ein dir ebenbürtiger, guter Mann finden, mit dem du sesshaft werden und eine Familie gründen kannst. Anders, so leid es mir tut, wirst du ein Leben, wie du es möchtest und gewohnt bist, nicht führen können!“, brüllte Genrich.

„Als *Frau* wolltest du sagen! Anders würde ich das Leben, das ich möchte, als Frau nicht führen können!“, schrie ich zurück und wusste doch, er hatte Recht. Tränen brannten in meinen Augen. Wie entsetzlich wütend ich war! Auf Genrich, auf die Männer und darauf, als Frau geboren worden zu sein.

Anna griff tröstend nach meinen Händen, während Genrich aus dem Zimmer stürmte. Für ihn war alles gesagt.

„Es tut mir leid, Anna“, schluchzte ich. „Es tut mir leid, aber ich kann nicht.“

Anna zupfte ihr Taschentuch aus dem Ärmel und reichte es mir.

„Trockne deine Tränen, Sophia.“ Sie wirkte gefasst. „Erblinde nicht vor Wut, sondern blicke nach vorne. Wie geht

es deinem deutschen Freund, dem Galleristen? Wie war noch sein Name?“

„Willy?“, fragte ich und sah sie verwundert an. „Wilhelm Uhde? Gut, denke ich. Aber warum ...?“

„Du scheinst ihn zu mögen. Und er lebt in Paris“, sagte sie und lächelte mich an.

Willy war über die Jahre ein wirklich guter Freund geworden. Er zeigte einen unbeirrbaren Geschmack, was Kunst anbelangte, führte eine kleine Galerie in Montparnasse und wurde nicht müde, mich zu ermutigen, wenn es um die Malerei ging. Er lebte allein, dabei hatte er mir erzählt, wie einsam er sich manchmal fühlte und wie anders es sein würde, nach einem anstrengenden Tag auf Bilderjagd zu jemandem nach Hause zu kommen. Zu jemandem, mit dem er seinen Enthusiasmus für die Malerei, für neu entdeckte Künstler und ihre Werke teilen konnte.

Ich wusste, als Frau würde ich der Familie nicht einfach den Rücken kehren können. Es gab keine Möglichkeit, mir mein Leben völlig unabhängig zu finanzieren. Ich würde einen Kompromiss eingehen müssen. Mit mir selbst.

„Lasst mich zurück nach Paris“, flehte ich Anna an, „nur dieses eine Mal noch.“

„Ich werde mit Genrich sprechen“, versprach sie, noch immer lächelnd.

## U n t e r r o t e n , b l a u e n u n d g r ü n e n H i m m e l n .

Genrich hatte nachgegeben. Zumindest teilweise. Anna hatte ihm die Zustimmung abgerungen, mich für den Winter zurück nach Paris gehen zu lassen. Allerdings würde es, wie er mir unmissverständlich zu verstehen gegeben hatte, der letzte sein.

Nur wenige Tage später fand ich mich im Trubel des Pariser Ostbahnhofs wieder. Ich war zuhause. Wie aufgeregt war ich gewesen, als ich vor vier Jahren zum ersten Mal an eben dieser Stelle stand und das Treiben auf dem Boulevard de Strasbourg mit den Augen einer Fremden beobachtete, und wie vertraut und lieb ist mir das alles inzwischen geworden. Das schnell gesprochene, nasale Französisch, das auf allen Seiten an mir vorbeizog, hatte damals noch wenig Ähnlichkeit mit der Sprache, die ich von Mademoiselle Turvoire, meiner französischsprachigen Gouvernante, gelernt hatte. Inzwischen hatte ich mich nicht nur an diese sonderbare Sprachfarbe gewöhnt, sondern sie sogar selbst angenommen.

Erleichtert, wieder hier zu sein, machte ich mich auf den Weg nach Montparnasse, wo ich seit einiger Zeit ein Zimmer bezogen hatte. Ich wollte mich etwas ausruhen und frisch machen, bevor ich zu Willy ging. Nicht nur, dass ich darauf brannte, alle Neuigkeiten der letzten Wochen zu erfahren; es war auch an der Zeit, die Sache anzugehen. Mir blieben nur

wenige Monate. Ein Besuch bei meinem Lehrer, Monsieur Grossmann, ließe sich vortrefflich verbinden, sein Atelier lag einen Stock über Willys Wohnung, woraus sich vor gut zwei Jahren die erste Begegnung zwischen Wilhelm Uhde und mir ergeben hatte. Die Erinnerung daran bleibt so lebendig, als wäre es gestern gewesen. Durchgefroren eilte ich damals an einem sehr kalten Morgen im Februar die Treppen zum Atelier meines Lehrers hinauf, ich wollte an meinen Radierungen weiterarbeiten. Ein Stockwerk vom Atelier entfernt hörte ich Monsieur Grossmanns tiefe Stimme. Er unterhielt sich mit jemandem. Auf Deutsch, ich verstand jedes Wort. Da ich weder stören noch lauschen wollte, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die offene Wohnungstür vor mir. Zugegeben, eine Portion Neugier war auch dabei, als ich, das Ende der Konversation abwartend, durch den Türspalt spähte. Was ich entdeckte, raubte mir den Atem. Ich musste einen Schritt in den Gang wagen, um besser sehen zu können; nur einen! An der Wand des anschließenden Zimmers erspähte ich Gemälde, die in Farben zu explodieren schienen.

„So treten Sie doch näher“, sagte eine Stimme hinter mir. Erschrocken wirbelte ich herum, ich hatte niemanden kommen hören. Ein schlanker Mann, deutlich älter als ich, lehnte salopp am Türstock und lächelte mich an. Was habe ich mir nur dabei gedacht, mich einfach in eine fremde Wohnung zu schleichen! Meine Wangen glühten.

„Kommen Sie doch, Mademoiselle. Interessieren Sie sich für Malerei?“, fragte er in tadellosem Französisch, wobei seine Stimmfarbe verriet, dass es sich bei dem Herren um den Gesprächspartner von Monsieur Grossmann handelte, mit dem er sich eben noch auf Deutsch unterhalten hatte.

„Sehr!“, antwortete ich mit hochrotem Kopf. „Ich interessiere mich sehr für Malerei.“

„Dann müssen Sie Mademoiselle Terk sein. Rudolf hat mir bereits von Ihnen erzählt. Nur Gutes natürlich! Ich bin

Wilhelm. Wilhelm Uhde. Möchten Sie einen Blick auf meine kleine Sammlung werfen?“

Und ob ich das wollte! Ich hätte nicht widerstehen können! Natürlich schickte es sich nicht, einem Unbekannten in die Wohnung zu folgen. Doch ließ mich das, was mir mit diesem einen, verstohlenen Blick verheißen wurde, nicht mehr los. Ich musste diese Bilder sehen!

„Sehr gerne, Monsieur Uhde. Wenn es Ihnen wirklich keine Umstände macht?“

„Constant, stell unserem Gast einen Kaffee auf! Sie trinken doch Kaffee?“, fragte er.

Mir schauderte bei dem Gedanken, dass die ganze Zeit über jemand in der Wohnung gewesen war, während ich im Gang dreist herumgeschnüffelt hatte.

„Kaffee oder Tee. Was immer Sie haben“, antwortete ich nervös.

„Darf ich?“, fragte Monsieur Uhde und half mir aus meinem schweren Mantel. Constant war, wie sich herausstellte, der Hausdiener.

Als ich das Wohnzimmer betrat, konnte ich meine Aufregung nicht mehr verbergen: „Ein Derain, unverkennbar! Diese Farben! Und dort drüben! Ist das wirklich ein Vlaminck?“

Ich war restlos begeistert von Wilhelm Uhdes Bildersammlung, und er stolz und glücklich, mir seine Schätze zeigen zu können.

„Ist es. Wunderbar, nicht wahr?“, strahlte er. „Dieses dort, das ist ein Dufy. Aber das haben Sie sicherlich längst erkannt.“

„Die Zartheit in der Strichführung, natürlich!“, gab ich ihm recht.

„Und dieses, bitte kommen Sie, Mademoiselle, ist mein Lieblingsstück. Mein ganzer Stolz.“

Er zeigte auf ein Gemälde, das seinen Betrachter in Farbe und Form herauszufordern schien. Wie bei den meisten anderen Werken im Raum gehorchte die Farbgebung nicht mehr der Natur, sondern folgte Gefühlen und Stimmungen. Was bei diesem Bild hinzukam, waren flächige Formen, welche das Dargestellte zerstückelten und in sich zu verschieben schienen.

„Ein Braque“, sagte Monsieur Uhde. „Sie kennen ihn wahrscheinlich noch nicht, er stellt nächsten Monat erst im Salon der Unabhängigen aus. Das müssen Sie sehen! Georges hat mir die Bilder gezeigt, die er für die Ausstellung vorgesehen hat. Sie werden begeistert sein!“

Ich war mehr als aufgewühlt von dem Bild, wollte mir aber nichts anmerken lassen. Monsieur Uhde sollte nicht denken, dass ich dieser neuartigen Malerei noch nie begegnet wäre.

„Sie verschließen sich also nicht vor der Zukunft“, sagte ich und blickte Wilhelm Uhde geradewegs in die Augen, die von einem reinen, hellen Blau waren, wie ich es selten gesehen hatte. „In der Malerei, der Kunst. Sie scheuen sich nicht davor, neue Wege mitzugehen.“

„Ganz im Gegenteil, Mademoiselle. Ich bin bemüht, die Zukunft zu erkennen, wenn ich sie sehe.“

„Der Kaffee, Monsieur“, trat Constant, der Hausdiener, durch die Tür, auf dem Tablett das Silberservice für türkischen Kaffee und einen Teller mit Gebäck balancierend. Er stellte alles auf das niedrige Tischchen in der Mitte des Wohnzimmers.

„Setzen Sie sich doch, Mademoiselle Terk“, sagte Monsieur Uhde und verwies mit der Hand auf einen Sessel.

„Nun, Sie waren so freundlich und ließen mich als Fremde in Ihre Privaträume. Nennen Sie mich doch Sonia, Monsieur.“

„Wenn Sie mich Willy nennen.“

„Sehr gerne“, antwortete ich. „Aber bitte, Willy, wenn ich fragen darf: Wie kommt es, dass Ihr Wohnzimmer mit solchen Schätzen behangen ist? Malen Sie selbst?“

„Leider nein, Mademoiselle.“

„Sonia.“

„Sonia“, wiederholte er. „Leider blieb mir dieses Talent verwehrt. Nichtsdestotrotz schlägt mein Herz für die Malerei. Ich sammle sie. Ich sammle sie und handle mit ihr.“

„Ein Kunsthändler also!“, rief ich begeistert. Ich war so glücklich, umgeben von all diesen mutigen Werken. Auch fühlte ich mich von Beginn an wohl in Willys Gegenwart.

„Erzählen Sie doch bitte! Wie kam es dazu? Sie haben Kunst studiert?“

„Jura. Zwei Semester. Ich bemerkte schnell, dass mich die Rechtswissenschaften nicht erfüllen würden, also sattelte ich um. Es folgte, zum Leidwesen meiner Eltern, das Studium der Kunstgeschichte in München und Florenz.“

„Florenz! Wie schön! Ihre Eltern waren nicht einverstanden?“

„Die Sicherheit eines Juristen wäre ihnen wohl lieber gewesen als die Leidenschaft eines Kunsthändlers.“

Der Hausdiener schenkte mit ernster Miene den süßen orientalischen Kaffee in die dafür vorgesehenen Schälchen. Der Duft von Kardamom lag in der Luft.

„Sie lernen bei Rudolf?“, fragte Willy, während er nach der Zuckerdose griff.

„Unter anderem.“

„Unter anderem?“

„Monsieur Grossmann bietet mir Einblicke in neue Techniken. Radierungen, Schnitzereien, Drucke. Über das Malen selbst lerne ich von Allen. Gauguin lehrte mich, überflüssige Details wegzulassen, Matisse, den Hintergrund in Einklang mit dem Dargestellten zu bringen.“

Willy nickte, er schien zu verstehen, wovon ich sprach. „Sie müssen eine sehr gute Beobachterin sein, um allein durch das Betrachten Wissen aus Bildern zu ziehen“, sagte er anerkennend, weshalb ich ein wenig verlegen erklärte: „Ich studierte auch in Deutschland, an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe. In Paris bin ich seit etwa einem Jahr.“

„Ich selbst noch nicht viel länger“, sagte Willy. „Vor knapp einem Jahr verschlug es mich hierher. Inzwischen besitze ich eine kleine Galerie in der Rue Notre-Dame-des-Champs.“

„Tatsächlich?“

„Gleich neben der Patisserie.“

„Jene mit den unvergleichlichen Macarons?“

„Genau die!“, bestätigte er lachend meine Vermutung.

Ich musste, nichts ahnend, bereits hunderte Male vor den Fenstern seiner Galerie gestanden haben.

Bevor ich Willys Wohnung verließ, lud er mich zu einem Kaffee in der Patisserie und zu einem Besuch seiner Galerie ein.

Weitere Einladungen folgten. Da war dieser eine Abend im *Ambassadeurs* am Champs Elysée, ich hatte mir eigens ein cremefarbenes Kleid, passende Handschuhe und einen dieser frechen, kleinen Hüte mit kurzem Schleier gekauft. Willy bestellte einen *Moët et Chandon* '74, seinem Geburtsjahr, wie er anmerkte. Ich berechnete, dass er elf Jahre älter war als ich, was ich ganz vortrefflich fand; ein reifer Mann, mit beiden Beinen im Leben. Seit diesem Abend vor zwei Jahren war kaum eine Woche vergangen, in der wir uns nicht gesehen hatten.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht hatte, machte ich mich also auf den Weg. Ich würde es ganz einfach dem Zufall überlassen, wen von beiden ich zuerst besuche. Monsieur Grossmann würde sicherlich in seinem Atelier bei der Arbeit

sein; Willy in seiner Wohnung anzutreffen, war nicht so selbstverständlich, doch wollte ich mein Glück zuerst bei ihm versuchen. Ich schlenderte durch die Straßen, an der mächtigen Notre-Dame vorbei, um dahinter in den Quai aux Fleurs einzubiegen. Monsieur Grossmann beneidete ich seit meinem ersten Besuch um den Blick aus seinem Atelierfenster. Man sah geradewegs auf die Ile St. Louis mit ihren noblen Häusern aus dem 17. Jahrhundert und den engen Gässchen. Für meinen ersten Kupferstich bei Grossmann hatte ich eben diesen Ausblick als Motiv gewählt.

Ich stieg die Treppe zu Willys Wohnung hinauf und klopfte an die Tür. Constant öffnete. Als er mich erblickte, richtete sich sein Oberkörper noch ein Stückchen mehr auf, wie mir schien. Ich fragte nach Willy, aber noch bevor Constant antworten konnte, tauchte der hinter dem breiten Rücken seines Hausdieners auf. Er hatte meine Stimme gehört.

„Ist schon gut, Constant. Ich werde mich selbst um Mademoiselle Terk kümmern“, sagte Willy und schloss mich herzlich in die Arme. „Du bist zurück, Sonia! Ich freu mich! Und ich brenne vor Neugier! Erzähl mir alles! Wie ist es dir ergangen?“

„Hast du denn überhaupt Zeit für meinen Überfall? Ich schneie hier so unangekündigt herein ...“

„Die besten Momente des Lebens fliegen einem doch immer unverhofft zu!“, sagte er und nahm meinen Arm, um mich sanft in den Vorraum zu ziehen. Es brauchte nicht viel an Überredungskunst; erst jetzt, in seiner Gegenwart, bemerkte ich, wie enttäuscht ich gewesen wäre, hätte ich ihn nicht angetroffen.

„Hast du schon gegessen? Constant soll uns eine Kleinigkeit bereiten!“

Der Hausdiener verstand Willys Andeutung und verabschiedete sich mit einem kurzen Nicken, ansonsten aber

unbewegter Miene in die Küche. Willy nahm mir das Cape ab und führte mich ins Wohnzimmer.

„Nun, erzähl! Was gibt es aus St. Petersburg zu berichten?“

Ich holte Luft und war zur Antwort bereit, als mein Blick auf ein kleinformatiges Gemälde an der Wand fiel. Es musste neu sein, ich hatte es noch nie gesehen, und es zeigte unverkennbar ein Porträt von Willy: der zurückweichende Haaransatz, die gerade Nase über einen getrimmten Schnauzbart und seine stahlblauen Augen. Der Hintergrund des Bildes war ebenso wie die Jacke in länglichen Punkten gemalt, wie man es von Seurat und Signac kannte, nur waren diese Farbtupfer hier viel größer.

„Dieses Portrait, Willy, wer hat es angefertigt?“

„Gefällt es dir?“

„Sehr!“, sagte ich und starrte es weiterhin an.

„Ein junger Maler, dessen Kopf vor Ideen und Visionen überschäumt. In deinem Alter etwa. Sein Name ist Robert. Robert Delaunay. Der Sohn der vielgereisten Countess, du erinnerst dich?“

Natürlich erinnerte ich mich an die ungestüme, viel zu laute Dame.

„Robert war letztes Jahr zum Dinner bei mir. Du warst dabei, wenn ich mich recht entsinne.“

„In Uniform?“

„Eben der! Damals noch im Militärdienst in Laon. Er ist seit Beginn des Sommers wieder in Paris und hat mir Skizzen und Studien aus seiner Dienstzeit gezeigt. Interessant. Wirklich sehr interessant.“

Ich nickte. Ich konnte mich an den glühenden Redner erinnern. Leider hatte sich nicht die Gelegenheit ergeben, ihn näher kennen zu lernen.

Constant brachte Kaffee und frisches Gebäck.

„Doch nun erzähl. Wie ist es dir ergangen?“, fragte Willy noch einmal und lächelte mich erwartungsvoll an.

„Nun, ich habe einige Bilder gemalt in den vergangenen Wochen und Neues ausprobiert. Du solltest meine Landschaften sehen! Unter roten, blauen und grünen Himmeln! Eine der Küchenmägde ist mir ab und an Modell gesessen. Ich liebe es, echte Gesichter zu malen!“

Willy nickte. Es kam längst nicht mehr auf schöne, ebenmäßige Gesichtszüge an. Das Interesse moderner Maler lag darin, Gefühle und Stimmungen zu transportieren.

„Zeig sie mir bei Gelegenheit, Liebes.“

„Das werde ich. Gewiss!“

„Oder noch besser: Stell sie aus! Warum nicht? Für Oktober ist eine Show in meiner Galerie geplant. Braque, Derain und Dufy sind dabei. Metzinger wahrscheinlich ebenfalls mit zwei Werken. Sogar Monsieur Picasso hat sich breitschlagen lassen. Pascin bringt Zeichnungen. Deine Werke, wie du sie beschreibst, würden sich gut eingliedern! Überleg es dir, es ist noch Platz!“

Wer musste da überlegen! Natürlich wollte ich dabei sein! Meine erste Ausstellung! Obwohl mein Herz kräftig gegen meine Brust schlug, bemühte ich mich um Gelassenheit, als ich antwortete, dass ich mir den Gedanken durch den Kopf gehen lassen würde.

„Apropos Pablo: Hast du die Neuigkeiten schon gehört?“, fragte Willy.

„Ich bin erst seit wenigen Stunden wieder in Paris, und die hab ich in meinem Zimmer verbracht. Ich hab noch gar nichts gehört! Erzähl!“

„Sie haben sich getrennt, er und Fernande. Im August schon.“

Ich langte nach einem der frischen Croissants und brach ein Stück davon ab.

„Weshalb? Sie waren ein gutes Gespann! Ich hoffe, sie hat ihm den Laufpass gegeben und nicht umgekehrt.“

„Warum, weiß niemand so genau. Gertrude glaubt, herausgehört zu haben, dass sich Pablo lösen wollte. Die Bindung – sie waren ja bereits seit drei Jahren zusammen – wurde ihm zu eng, sagte ihr Fernande.“

Gertrude Stein und ihr Bruder Leo waren Kunstsammler der Szene. Man traf sich regelmäßig bei ihnen und tauschte sich über Kunst ebenso wie über alltäglichen Pariser Tratsch und Klatsch aus. Beide große Bewunderer von Pablo, war Gertrude aber vor allem auch mit Fernande befreundet.

„Zu eng, zu eng. Er sollte froh sein, dass es überhaupt jemand mit ihm aushält.“

Willy konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Er wusste, dass Pablo und ich in etwa so verträglich waren wie Madame Gourdan - eine einst berühmte und einflussreiche Bordellbetreiberin in Paris - und der Papst; wir passten einfach nicht in dieselbe Suppe. Seit unserer ersten Begegnung ließ mich der Spanier spüren, dass er mich zu primitiv für die Pariser Bohème fand. Ich meinerseits verabscheute seine respektlose Art, sich über andere lustig zu machen. Niemand war vor seiner spitzen Zunge sicher, nicht einmal seine engsten Freunde.

„Die Trennung wird wohl nicht von Dauer sein. Pablo ohne seiner Muse?“, sagte Willy.

Nicht nur, aber auch um das Thema zu wechseln, erkundigte ich mich nach einem von Willys Freunden: „Louis und Babette? Wie geht es ihnen?“

Louis hieß eigentlich Alois Neumann, war Dichter und nannte sich Louis Homme, da er die wörtliche Übersetzung seines Nachnamens, *Nouveaushomme*, doch ein wenig zu lang fand. Außerdem verehrte Louis den Schriftsteller Thomas Mann, den er in gewisser Weise als Inspiration, nicht nur für seinen Namen, betrachtete.

„Alles beim Alten. Der gute Homme hat einen Narren an Babette gefressen. Da müsste sonst was geschehen, damit

dieses Schiff nicht früher oder später in den Hafen der Ehe einläuft.“

In den Hafen der Ehe. Was für ein Stichwort. Günstiger hätte ich es nicht planen können.

„Sag mir eines, Willy. Warum müssen Frauen heiraten und Männer können, wenn sie wollen, alleine durchs Leben gehen?“, packte ich den Stier bei den Hörnern.

„Das mag auf den ersten Blick ungerecht erscheinen, Liebes, doch lass dir gesagt sein, es ist auch für einen Mann nicht leicht, unverheiratet zu bleiben. Ich habe mit meiner Familie gebrochen, um leben zu können, was ich lebe. Mit der Gesellschaft kann ich nicht brechen, sie umgibt mich, jeden Tag. Und denke nicht, dass sie keine Erklärungen fordert.“

„Mag sein, vielleicht ist dem so, wie du sagst. Doch ist es für dich immerhin *möglich!* Vielleicht nicht geläufig, aber dennoch möglich. Für Frauen nicht. Für *mich* nicht.“

Willy horchte auf und sah mich überrascht an. Ich sprach weiter: „Sie wollen, dass ich zurückkomme und mich verheirate. Ich sei zweiundzwanzig, es wäre an der Zeit.“

„Sie? Anna und Genrich?“

Ich nickte und zog mein Taschentuch aus dem Ärmel. „Vor allem Genrich.“

„Du sollst zurück nach St. Petersburg? Du kannst nicht in Paris bleiben?“, Willys Stimme verriet, wie sehr ihn dieser Gedanke grämte, was mir wiederum Hoffnung gab, er würde vielleicht tatsächlich auf meinen Vorschlag eingehen.

„Ich konnte noch einen Winter ausschlagen. Nicht länger“, sagte ich, die Augen auf die Hände in meinem Schoß gerichtet.

Wir schwiegen beide. Ich zupfte an einem Zipfel des Taschentuchs, bereit, es einzusetzen.

„Was wirst du tun?“

„Nun“, sagte ich und sah Willy dabei entschlossen an. „Eine Lösung finden.“

„Eine Lösung?“

„Eine Lösung. Ihnen mit einem Gleichgesinnten ein Schnäppchen schlagen. Ihnen allen. Genrich, Anna und der Gesellschaft. Ich werde sie mit ihren eigenen Waffen schlagen.“

„Du meinst ...“

„Ich meine, wir möchten beide gerne alleine bleiben, doch wissen wir, dass es um ein Vielfaches einfacher wäre, Ehepartner zu haben, nach außen den Regeln der Gesellschaft zu folgen, ihren Vorstellungen zu entsprechen“, unterbrach ich ihn. Als Willy nichts erwiderte, fuhr ich fort; ich musste diese Schlacht gewinnen. Es ging um nicht weniger als um mein Leben. „Ich möchte dir einen Vorschlag unterbreiten. Einen Vorschlag, der uns beiden Vorteile bringen würde. Ich bitte dich nur, ihn dir anzuhören und darüber nachzudenken.“

Er sah mich an, unsicher, was er von der ganzen Sache halten sollte, nicht einmal sicher, ob ich mir nicht doch nur einen Spaß mit ihm erlaube. Um seine Zweifel zu zerstreuen, fuhr ich fort: „Wir würden gut miteinander auskommen, Willy. Das weiß ich. Und das ist mehr, als viele Ehepaare von sich behaupten können.“

Er wusste, dass ich Recht hatte. Ich war nicht nur seine Seelenschwester in der Rebellion gegen das Elternhaus, sondern auch eine freidenkende, kosmopolitische junge Frau, welche sich in die unzähligen Möglichkeiten der modernen Kunst verliebt hatte. All das schätzte Willy so sehr an mir.

Erst Jahre später sollte ich erfahren, welch tiefe, geheime Verbundenheit es in Wirklichkeit war, die meinen Freund damals zögern ließ.

